



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Kunst der deutschen Kaiserzeit bis zum Ende der staufischen Klassik

Pinder, Wilhelm

Leipzig, 1935

Voraussetzungen des Salischen

urn:nbn:de:hbz:466:1-41863

Voraussetzungen des Salischen

Mit der Zeit der salischen Kaiser beginnt in ganz Europa das Aufsteigen nationaler Stile mit größerer Deutlichkeit. Dies bedeutet, daß auch die anderen Völker sich zu formen beginnen, so wie wir es taten. Dabei sind die Bedingungen sehr verschieden gewesen. Etwas überschärft könnte man sagen: in Frankreich, nicht ganz so stark auch in Italien, waren höchst verschiedenartige, ursprünglich verschiedensprachige Länder und Stämme erst zu vereinigen. In Deutschland handelte es sich von Anfang an um Angehörige einer sprachlichen Einheit. Hier stand am Anfange eine verhältnismäßig weit größere Ähnlichkeit der einzelnen Stämme, und gerade die Verschiedenheit war es, die sich auf die Dauer – obwohl schon immer vorhanden – recht entfalten konnte. Die Franzosen haben sich schließlich zusammengelebt, die Deutschen hier und da eher auseinander. Im Mittelalter gibt es mindestens zwei Frankreichs, Languedoc und Langue d'Oeil. Nur die letztere gehört mit Deutschland, England und der Lombardei zusammen zu dem, was man „romanischen Stil“ genannt hat – ein Wort, das wir ebenfalls trotz erkannter Sinnlosigkeit nicht mehr umstoßen werden. Alles dagegen, was überwiegend ungermanisch ist, also besonders auch alles das, was man – nunmehr aber im sprachgeschichtlichen Sinne – gerade romanisch nennt, ist von diesem Stile wesentlich ausgeschlossen. Gerade die „romanischen“ Landschaften zeigen verhältnismäßig am wenigsten „romanischen“ Stil. Dieser ist ein Stil der Nordvölker, zu denen auch die Lombarden, sie sogar jetzt mit ganz besonderer Betonung, zu rechnen sind. Das Baptisterium in Florenz, San Marco in Venedig, Saint Front zu Périgueux, die Kathedrale von Orange – sie sind herrliche Werke, besonders Saint Front, aber sie sind ganz andere bauliche Wesenheiten als die „romanischen“ Kirchen: nachgelebte Spätantike, nachgelebtes Byzanz, nachgelebter Orient, nachgelebtes Provinzrömertum. So groß dagegen die Unterschiede zwischen Sachsen, Lombarden, Schwaben, Normannen, Bayern, Nordfranzosen, deutschen Franken, Lothringern, Burgundern sind – alle diese Stämme und Landschaften eint doch der vorwärtstrebende Wille zu dem echten Aufbau einer abendländischen Kultur von unten auf, der aus dem Überwiegen gemeinsamer Herkunft und gemeinsamer Begegnungen stammt, zuletzt aus dem Karolingischen. Für die vorhergenannten so großartigen und schönen Bau-

ten hätte das Karolingische kaum da zu sein brauchen, für uns alle ist es unerläßliche Voraussetzung. Erst auf der Höhe des Mittelalters wachsen auch noch jene anderen mit uns zusammen. Sie tun es immerhin, und im ganzen ist es darum eine reichlich kindliche Vorstellung der heutigen Italiener, daß sie noch das gleiche Volk seien wie die Römer. Auch sie sind, größtenteils ihrer Herkunft, gänzlich ihrer Gestaltung nach ein neues, durch die Nordvölker (im einzelnen: Lombarden, Deutsche, Normannen) bestimmtes abendländisches Volk. Die Länder des „romanischen“, d. h. des breiten mittelalterlichen, d. h. des ersten völlig monumentalen Stiles der abendländischen Welt, gehen von der flachgedeckten Basilika aus. Sie verwandeln sie durch Um- und Übergreifung in das Gegenteil ihres ursprünglichen Sinnes, in eine Folge aufrechter Gruppen; sie wollen erst auf diesem Wege, auf ihm aber überwiegend mit großer Entschiedenheit, zur Wölbung gelangen – während z. B. die Languedoc umgekehrt von der Wölbung aus zur Basilika kommt und so erst im Laufe des 12. Jahrhunderts das Zusammentreffen gewölbt gewordener Basiliken mit basilikal gewordenen Wölbbauten eine abendländische Einheit völlig sichtbar macht. Die Völker des romanischen Stiles wollten die organische Entfaltung des Außenbaues – die Lombardei ist nur, soweit sie den freistehenden Glockenturm zeigt, dem inneren Italien, sonst weit mehr den Nordvölkern verwandt –, sie haben ein Gefühl für die Masse und ihre Gliederung, das völlig neu ist, ein Gefühl für meist untergesetzten und immer wuchtigen Körperbau, für eine reiche und folgerichtige Sprache der Einzelglieder als Diener einer sie erst erzeugenden Masse, für ein Schmuckwerk, in dem altes eigenes Erbe sich neuen eigenen Forderungen angleicht, und vor allem: für eine durchdringende Kraft des Innenraumes, die den Außenbau als dessen echtes Gesicht gestaltet. Das „hohe Lied auf die Säule“, das Jacob Burckhardt in der Fassade des Pisaner Domes vernahm, erweist sich nicht nur in den Giebelecken, wo die immer mehr verkleinerten Säulen schließlich als armselige und peinlich abgeschnittene Köpfe wirken, es erweist sich auch in dem Mangel gruppierender Kraft und in der Schwäche der Aussage über das Innere als unbedingt fremd, gegenüber Ferrara nicht anders als gegenüber St. Etienne zu Caen oder gar der englisch-normannischen Fassade von Ely – oder gegenüber Speyer!

Speyer ist der wichtigste Großbau des salischen Zeitalters, des frühen und des späten. Es begleitet die Schicksale des großen und oft unglücklichen, immer kaiserlich denkenden Geschlechtes, es ist seine Grablege geworden und erhielt, wie vieles Salische, seine letzte äußere Vollendung und Krönung durch die Staufer. Aber schon der Zahl nach geht die Gesamtleistung der

salischen Frühzeit bereits noch weit über diesen großartigsten Schöpfungsbau hinaus. Die erste Zeit des 11. Jahrhunderts, die Wende von der ottonischen zur salischen Zeit, ist durch einen dichten Wuchs deutscher Dome ausgezeichnet. Die Wende: auch hier überkreuzen sich die geschichtlichen Formen des Lebens. St. Michael zu Hildesheim ist schließlich erst in frühsalischer Zeit fertig geworden, das alte Straßburger Münster noch in ottonischer. Dennoch werden wir Hildesheim dem Stile nach als ottonisch, das alte Straßburger Münster dem Stile nach als salisch bezeichnen. Der Stilbegriff salisch, der tief berechtigt, aber noch nicht überall verbreitet ist, soll bald geklärt werden. Das Salische fußt auf dem Ottonischen und bedeutet dennoch überwiegend eine Gegenwendung. Es steht nicht anders mit den Kaiserhäusern selber: sie waren verwandt und doch sehr verschieden nach Art und Aufgabe. Konrad II., der die genau hundertjährige Herrschaft seines Geschlechtes einleitete, war ein Nachkomme Ottos des Großen, schließlich sogar der Familie Widukinds! Sein Urgroßvater, der auf dem Lechfelde unter dem siegreichen Otto gegen die Ungarn gefallen war, hatte des Kaisers Tochter zur Frau. Der erste Salier auf dem Kaiserthron war also der Ururenkel des größten Sachsenkaisers. Er übernahm, wie sein ganzes Haus, dessen Erbe. Man wundert sich vielleicht, wenn man die unruhvolle, von furchtbaren Kämpfen zerrissene Geschichte dieses Hauses überblickt, daß es Zeit fand, zu bauen und so groß zu bauen. Aber gerade das war der natürliche Ausdruck seiner Stellung in der Welt. Baukunst war wahrhaft Sprache, die gebaute Kirche stets zugleich Ausdruck der Macht. Auch der Pisaner Dom war nicht nur Kirche, sondern Siegesdenkmal. Jeder der zahllosen Hochtürme in der normannischen Küstenebene war Ausdruck eines Herrengefühles, das keine klarere Sprache in der Welt der Formen hätte finden können. Speyer aber war ein Trug-Cluny (Dehio). Wir berühren damit sofort den Kern alles Tragischen und Großen der Salier. Es war, wie man weiß, der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum. Es ist für uns aber wichtig, daß dieser Kampf alsbald Architekturgeschichte geworden ist. Unter den Ottonen hatte noch kein Papst gewagt, die Weltherrschaft des Kaisers, auch sein Recht über die Bischöfe und die Geistlichkeit seiner Länder anzutasten. Als das ottonische Haus in seiner Spätzeit schon mit dem burgundischen Kloster Cluny in Verbindung trat, konnte es nicht ahnen, welchen Gegner es heraufzog. Es ist nicht zu leugnen: ein heute französisches Land, Burgund, das übrigens in salischer Zeit zum Reiche gehörte, war der stärkste Träger sehr ernsthafter geistlicher Ansprüche, die ursprünglich aus einem sehr hohen und reinen sittlichen Willen kamen, aber einem uns fremden Willen,

dessen finstere Folgerichtigkeit auch viele deutsche Geistliche zu schärfstem Widerspruche reizte. (Ekkehard IV. von St. Gallen hat lebendig geschildert, wie der Einbruch dieses fremden Geistes auf die klösterlichen Vollmensen von damals wirkte.) Die Bestrebungen des mächtigen Klosters Cluny galten dem Wiederaufbau einer echten, innerlich reinen christlichen Kirche. Das Kaiserhaus wollte nichts anderes, aber indem es darum Cluny stärkte, züchtete es den Anspruch auf die Herrschaft Gottes durch den Papst, es züchtete sich selbst den grausamsten Feind heran. Konrad II., der noch sehr freundschaftlich mit Cluny stand, schien als Gestalt wie der Wiederbeginn einer schon bekannten Strophe der deutschen Geschichte. Wie zu Heinrichs I. und jahrzehntelang noch zu Ottos I. Zeiten gab es wieder einen deutschen König und römischen Kaiser, der zwar weder lesen noch schreiben konnte, aber große Politik mit klarem Kopfe trieb. Er war der Laienwelt weit mehr zugetan als Heinrich II. und schon dessen letzte Vorgänger; ein Mehrer des Reiches, der Flandern, Burgund, sogar das Arelat hinzugewann. Schon er erfuhr freilich, daß der Kaiser nicht Weltherrscher war. Er mußte großen Nachbarkönigen auf gleichem Fuße gegenüberstehen, und er tat es mit freiem Blicke. Es klingt uns heute seltsam, daß ihm gerade vor 900 Jahren ein „ewiges Bündnis“ mit Frankreich gelang. Er hatte auch noch einen mächtigen Herrscher des Nordens zu berechnen: Knut den Großen, der England und Skandinavien vereinigt hatte. Mit diesem hatte er gemeinsamen Kampf gegen die Sarazenen beschlossen, und es lag in diesem Gedanken, der nicht ausgeführt werden konnte, schon ein leiser Hinweis auf die herannahende Möglichkeit der Kreuzzüge. In Konrads Reiche selber aber lag Cluny! Sein Sohn Heinrich III. stieß nach allen Seiten gewaltig vor, namentlich auch nach dem Osten. Als Stammesherzog von Franken, Bayern, Schwaben vereinigte er überdies eine gewaltige Hausmacht; er gewann Böhmen für das Reich, baute Kärnten auf, schloß Frieden mit den Ungarn, nahm ihnen das ganze Land westlich der Leitha ab und schuf die neue Mark Österreich. Unter ihm und durch das Deutschtum wurden Polen und Ungarn erst richtig an das eigentliche Abendland angeschlossen, was Ausbildung des auch bei uns so eben entstandenen Rittertumes und natürlich alsbald auch Pflege der lateinischen Sprache bedeutete. Das für uns Entscheidende aber ist Heinrichs III. Stellung zur Kirche. Er war wirklich ihr Herr, er reinigte den abscheulichen römischen Sumpf aus, er bekämpfte alles, was die wahrhaft Guten innerhalb der Kirche selbst bekämpfen wollten, so besonders den Amterschacher; aber indem er mit starker kaiserlicher Hand der Kirche aufhalf, brachte er sie erst so weit, daß sie seinen Nachfolgern mit dem Anspruch gegenüber-

treten konnte, nun selber und über und gegen den Kaiser sich zu ordnen und die Christenheit zu lenken. Eine echte deutsche Größe und Gefahr! Drei unwürdige Päpste verfluchten einander gegenseitig zu gleicher Zeit in Rom. Heinrich, mit Cluny noch völlig einig, setzte sie ab, und vier deutsche Päpste folgten damals einander in ungebrochener Reihe: Suidger von Bamberg, der Heinrich krönte, der Bayer Poppo von Brixen, der Elsfässer Brun — der zum ersten Male als wahrhaft „heiliger Vater“ empfundene Leo IX. — und Gebhard von Eichstätt. Aber es war vielleicht schon ein Warnungsruf des Schicksals, daß sie alle so früh starben und daß ihre ganze Folge nur zwölf Jahre umspannte. Dreißig Jahre, nachdem der gewaltige Kaiser als frommer und überlegener Herr die verrottete Kirche gesäubert hatte, stand sein Sohn im Burghofe von Canossa! Der cluniazensische Mönch Hildebrand, der unter dem kaiserlichen Vater nach Italien hatte ziehen dürfen, war Heinrichs IV. schwerer Gegner, war der eiserne Papst Gregor VII. geworden, und gestützt meist auf deutsche und namentlich auch lombardische Bischöfe verfocht der unglückliche Kaiser das ererbte und durch den Vater wahrlich wohlervorbene Recht der Aufsicht über die Kirche. Er verfocht mit dem Rechte eine ursprüngliche Pflicht. Mit sechs Jahren schon dem Namen nach Nachfolger des starken dritten Heinrich, mit zwölf Jahren durch Anno von Köln geraubt, in ewigem Kampfe mit dem Papste, der ihn mehrfach bannte, in ewigen Kriegen mit den Sachsen, wahren Bürgerkriegen zwischen Nord und Süd, in Gegenwehr gegen Rudolf von Schwaben, schließlich gegen den Sohn selber, zuletzt abgesetzt und flüchtig und noch im Tode vom Haß der Kirche verfolgt — schließlich ruht er doch im Dome von Speyer, den er als ersten kreuzgewölbten basilikalischen Großbau des ganzen Abendlandes errichtet hatte. Und in Speyer genau wie im Reiche war der aufständische Sohn dann doch kraft vererbter Pflicht und Aufgabe auch Fortführer der väterlichen Leistung, ja, er schien im Wormser Konkordate drei Jahre vor seinem Tode sogar den Frieden mit der Kirche endlich erreicht zu haben. Aber noch während Heinrichs IV. Lebenszeit war Frankreich gefährlich hochgestiegen, hatte die abendländische Ritterschaft gänzlich ohne die rechtsrheinische den ersten Kreuzzug gewonnen, und der „ewige Friede“ mit Frankreich war dem Hochmut der im Kreuzzuge führenden und siegreichen Franzosen gegenüber der deutschen Ritterschaft gewichen. Gleichzeitig hatten Deutsche in der Spätzeit der Salier ihre neuen Orden auf französischem Boden gegründet: Bruno von Köln die Karthäuser, Norbert von Köln die Prämonstratenser. Seit 1098 traten auch die Cisterzienser auf. Frankreich erhielt schon religiös ein Übergewicht.

Das Leben der Salier war Last und Größe und Bedrohung und ewige Unruhe, und wer nur von heutigen Verhältnissen aus, wer also ungeschichtlich denkt, der würde sich wirklich nicht wundern, wenn ihr schweres ruheloses Dasein ihnen wenig Zeit für die deutsche Kunst übrig gelassen hätte. Indessen, es war schon angedeutet: gerade weil Kunst, namentlich Baukunst, Sprache war, war sie keine Angelegenheit spätzeitlicher Genieser. Die Kunst war keine Welt des „schönen Scheines“, sondern dazu bestimmt, mitzukämpfen für die Reinheit des Christentumes und besonders für die Größe des Kaisertumes. Darum ist der Name der Salier mit den herrlichsten Leistungen unserer gesamten alten Baukunst unlöslich verbunden, mit den Domen von Speyer und Mainz und Würzburg, mit den Abteikirchen von Limburg an der Haardt und Hersfeld, auch Maria-Laach und vielen anderen. Nicht „Mäzene“ waren die Salier damit, sondern Staatsmänner, Kaiser, selbstverständliche Verwalter selbstverständlicher Ausdrucksformen von Reich, Glauben und Volk.

Die Salische Baukunst

Was aber ihre Kirchenbauten „salisch“ macht im Sinne eines besonderen Stiles, das ist die deutliche Wendung gegen die ältere, doppelseitig gerichtete Basilika, wie besonders St. Michael zu Hildesheim sie vertreten hatte. Jenes war zwar keineswegs ein Typus im engeren Sinne. Keine andere Kirche ist uns bekannt, die ihm etwa nachgebildet oder gleichgeartet wäre, und vielleicht stand es in seiner Zeit ziemlich allein; eine späte äußerste Auswirkung, aber kein maßgebliches Vorbild. Dennoch darf man sagen: aus seinen Formen spricht mit sinnbildhafter Deutlichkeit eine Zeit, die vom Machtkampfe der Kirche noch nicht berührt, die in ihren Hauptmächten noch nicht gespalten, sondern nur gedoppelt war. Kaiser und Kirche waren wie die zwei Chöre eines Baues in kraftvoller Ausstrahlung zusammengespannt. Dies ist nur ein nachträgliches Bild, nur ein Vergleich, es soll nicht im geringsten heißen, daß eine derartige Bedeutung gemeint gewesen sei. Daß an sich mit jedem Stücke einer Kirche auch etwas gemeint war, daß es eine Symbolik des Kirchengebäudes im mittelalterlichen Bewußtsein gab, wissen wir, vor allem durch Sauer. Sie bezog sich selbstverständlich stets auf geschichts-unabhängige geistliche Vorstellungen. Für den heutigen Betrachter darf der